Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 2

Artikel: Literarische Reise durch Massachusetts
Autor: Urzidil, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160816

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Theater zu lieben. Er liebte die Dichtung, und er liebte die Dichter, über deren manche er unvergängliche Worte geschrieben hat, etwa über Camoës, Calderón, Corneille, Eichendorff, Grillparzer, Brentano, die Droste. Aufs tiefste hat er die Dichter in all ihren Widersprüchen verstanden. Er hat sie mit den Mächtigen dieser Erde verglichen und hat dann von ihnen bekannt:

> Sie sind mir doch am teuersten gewesen,
> und nur die Heiligen tragen höh're Kronen.

So ist sein strenges und hartes Leben an Freuden nicht arm gewesen. Und über allen Antinomien hat sich ihm der buntfarbig leuchtende, freilich nicht zu jeder Stunde sichtbare Bogen des Friedens gewölbt. Als einen Verkünder des Friedens hat die Nation ihn erkannt, und man erinnert sich, wie freudig sie ihn gefeiert hat, als ihm vor zwei Jahren der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zuerkannt wurde.

Nun ist er, der sich der Gnade überantwortet hatte, in den Frieden des Absoluten eingegangen, in welchem, wie wir vertrauen, alle Widersprüche der dunklen und doch so geliebten Erde ihre Lösung erfahren.

LITERARISCHE REISE DURCH MASSACHUSETTS

VON JOHANNES URZIDIL

Concord

Obzwar man die dreißig Kilometer von Boston nach Concord am bequemsten im Auto zurücklegt, ziehe ich die kleine Bimmelbahn vor, die dreimal so viel Zeit benötigt. Jedenfalls ist sie stilvoller und bereits ein antiquarischer Bestandteil der Landschaft. Als diese Bahn gebaut wurde, machte Henry David Thoreau in seiner Hütte am nahen Waldensee die Bemerkung: «Nicht wir fahren auf der Eisenbahn. Sie fährt auf uns.» Was würde er zu den Autos sagen und zu ihrer jährlichen Unfallsstatistik? Dabei hatte er überdies noch und hauptsächlich die seelische Unfallsstatistik im Sinne. Eigentlich — um ganz im Stil zu bleiben — sollte ich zu Fuß wandern. «Wer zu Fuß geht», so meinte derselbe Thoreau, «kommt genau so weit wie einer, der den Preis der Fahrkarte erst mühevoll verdienen muß.»

Thoreau, der in Concord geboren wurde und auch hier am Dichterhügel des Friedhofs begraben ist, sagte einmal: «Ich kenne die Welt gründlich, denn ich reiste viele Jahre in Concord umher.» Damals war es noch ein winziges Dorf, und auch jetzt ist es nur ein Städtchen von kaum 10.000 Einwohnern. Aber die «Welt» — gewißlich die amerikanische — ist «in nuce» darin enthalten, historisch und geistig zumindest, und Menschen und Natur mag ein waches Gemüt vom kleinsten Dorf aus erfassen. Hier in Concord knallten die ersten Musketenschüsse der amerikanischen Revolution, «rund um die Welt hörbar», wie Emerson dichtete. Auch er lebte lange und bis zu seinem Tode hier, desgleichen Nathaniel Hawthorne, der tiefsinnige romantisch-realistische Erzähler, und noch etliche andere, die sich alle als «Transzendentalisten» bezeichneten und deren Gesinnungen, Ideen und dichterische Formungen die geistigen Grundlagen des echten Amerikanismus schufen. Jeder bewundert sie, kaum einer lebt ihnen nach, trotzdem aber bleiben sie amerikanischer als sämtliche Wolkenkratzer, Automobile und Fabriken, wie Goethe deutscher ist als die Reichsautobahn, Shakespeare englischer als die Bank of England.

Emerson und Hawthorne waren weitgereiste Männer und hatten halb Europa gesehen. Thoreau kam nur wenig über Concord hinaus, wo er seine philosophischen Naturbetrachtungen schrieb, seine Tagebücher, seine wenigen politischen Äußerungen und einige Gedichte. Es ist kein bequemer Lesestoff. Selbst bei seinem verbreitetsten Buch «Walden, oder Leben in den Wäldern» muß man sich einigermaßen anstrengen und sehr konsequent sein, um die Lektüre durchzuhalten. Hat man sie aber durchgehalten, dann ergibt sich, daß es die bedeutendsten Aussagen sind, die jemals aus der Feder eines Amerikaners kamen, und man begreift seine Gesamterscheinung als eine der ethischsten der Menschheit. In Emersons Buch «Representative Men» ist Thoreau als einziger Amerikaner vertreten. Der Aufsatz über ihn steht zwischen dem über Goethe und dem über Milton. Nun war Emerson gewiß nicht der Mann, der Thoreau in solch gewaltige Nachbarschaft gestellt hätte, bloß weil er sein Freund und Mitbürger war. Vielmehr hatte er in ihm eine tiefe und dauernde sittliche Triebkraft erkannt, nicht nur für Amerika, sondern für die Welt.

Obzwar auf dem Ortsplatz eine weithin sichtbare Anschlagtafel den Besuchern (und auch den Einheimischen) einschärft: «Concord, the Home of Emerson, Hawthorne and Thoreau» und Thoreau also an dritter Stelle genannt wird, bleibt Concord seinem geistigen Wesen nach vor allem die Thoreau-Stadt. Die Ortsältesten haben eben die alphabetische Reihenfolge gewählt, weil sie die Würden der großen Drei nicht zu klassifizieren wünschten. Der Ortsplatz, von hohen Bäumen beschattet, ist still, altertümlich und gemütlich. Der uralte Gasthof im behäbigen Kolonialstil ist noch immer das größte und gewiß vornehmste Hotel.

In manchen Gastzimmern sind die Originaltapeten; die offenen Kamine sind die gleichen, und die Speisen, die man serviert, beruhen auf konservativen New-England-Rezepten, nach denen man vermutlich noch bei Emersons und Hawthornes kochte; Lobster mit Seetang zubereitet, Kochfleisch auf Bostoner Art, Steaks vom Holzkohlenfeuer, Indian Pudding, ein süsses, schwer definierbares Gemeng, von Rothäuten erfunden. Thoreau kann bei gastronomischen Erwägungen nicht herangezogen werden, denn er lebte asketisch. Den Ortsplatz überragen zwei alte Kirchen, und von überall her blickt das Smaragdgrün eines sanften Hügelgeländes herein. Die Natur ringsum hat nichts Großartiges, Dramatisches oder Ungewöhnliches. Sie überwältigt das Denken nicht wie Hochgebirge oder der Ozean. Sie gewährte Thoreau die Besinnlichkeit für tiefe naturkundliche, psychologische und soziologische Erkenntnisse. Der Waldgänger Thoreau stellte fest: «Wenn einer durch den Forst wandert, weil er ihn liebt, wird er als Landstreicher angesehen; wenn aber jemand den ganzen Tag mit Kalkulationen darüber verbringt, wie die Wälder abzuholzen und die Erde kahl zu machen wäre: dann wird er als fleißiger und unternehmender Bürger geachtet.» Thoreau war ein unbequemer Zeitgenosse. Er ist es noch immer. Im Ortsmuseum sah ich seine Flöte und seine Landvermesserinstrumente und gedachte des Urzusammenhangs von Naturliebe, Musikalität und Mathematik.

Ich fragte einen Mann, der eben seinen Zaun flickte, wie weit es zum Waldensee wäre. «Zehn Minuten», sagte er, «Sie fahren hier rechts hinauf bis zum Highway und sind schon beinahe dort.» «Aber ich habe kein Auto», antwortete ich, «ich möchte zu Fuß gehen.» «Zu Fuß», versetzte der Mann kopfschüttelnd, «kein Auto? Wer geht zum Waldensee zu Fuß? Das ist doch viel zu weit.» — «So arg weit kann es doch nicht sein», meinte ich, «denn schließlich ist doch auch Thoreau, der am Waldensee wohnte, den Weg hundertemale zu Fuß gegangen. Und auch Emerson. Da sehen Sie her» — und ich zog ein Exemplar von Emersons Journalen hervor —: «Es war ein lieblicher Nachmittag. Ich ging zum Waldensee und las Goethe am Ufer.» — Der Mann kratzte sich hinter dem Ohr. «Ja, Mr. Thoreau und Mr. Emerson vielleicht. Aber seither ist sicher nur selten jemand diesen Weg zu Fuß gegangen.»

Ich ging trotzdem zu Fuß. Nicht etwa, um mich besonders «thoreauisch» zu verhalten. Der war ja auch eigentlich kein bedingungsloser Gegner allen technischen Fortschritts gewesen; er glaubte nur, daß der Mensch auch mit einem Minimum an Aufwand glücklich und harmonisch seiner Bestimmung leben könne. Deshalb schrieb er «Walden». «Man erwirbt Dinge leichter, als man sie los wird» erkannte er. (Nicht nur äußerlich los wird, auch innerlich, und darauf kommt es an. Sie klammern sich an uns, erlegen uns unbillige und ablenkende Verantwortungen auf, und wir trennen uns dann nur schwer von unseren Einsätzen.) Ich wanderte drei Viertelstunden zum Waldrand und dann hinunter auf

einem Steig, der zum See abfällt. Am Abhang im Gehölz rastete ich bei dem steinernen Fundament, darauf sich Thoreau seine Bretterhütte gebaut hatte. Die Hütte freilich ist dahin, doch sieht man noch die Feuerstelle des Kamins und eine Bronzetafel, die besagt: «Go thou my incense upward from this hearth.» — Steig du, mein Weihrauch, auf von diesem Herd.

Thoreau war noch nicht 28 Jahre alt, als er sich an einem Märztag des Jahres 1845 von seinem Freunde Alcott eine Axt lieh und zum Waldensee wanderte, um dort auf einem Grundstück Emersons die Hütte zu zimmern, in der er dann für sich allein mehr als zwei Jahre lebte. Jugendlicher Idealismus? Ja und Nein. Auch Laotseisch angeborene Urweisheit. «Ein Mann ist reich im Verhältnis zur Anzahl der Dinge, auf die er verzichten kann», sagte Thoreau. Die von ihm sorgfältig und höchst realistisch aufgestellten Gesamtkosten der Behausung und Einrichtung betrugen 28 Dollars und $12^1/_2$ Cents, ein Minimum auch nach damaliger Bewertung. Samuel Morse hatte kurz vorher zum erstenmal telegraphische Signale vernehmbar gemacht. Das Zeitalter des technischen, industriellen und kommerziellen Eifers und des Goldrush war im Anbruch. Thoreaus Beginnen war kein verbitterter Rückzug von der Welt, keine Trotzhandlung. «Ich ging in die Wälder, weil ich bewußt leben und nur den wesentlichen Tatsachen der Existenz gegenüberstehen wollte.» Selten hat ein Mensch deutlicher zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterschieden. «Die Zivilisation verbessert unsere Behausungen, aber nicht in gleichem Maße die Menschen, die sie bewohnen!» Thoreaus Waldleben war eine persönliche Beweisführung gegen die Unterjochung des Menschen durch die Materie. Es ging um die Urphänomene der Freiheit. Diesen Zusammenhang hat man erst spät begriffen. Robert Louis Stevenson, der fünf Jahre nach jenem Hüttenbau geboren wurde, sollte einstmals erkennen: «The Cabin on Walden Pond is a station on Man's underground railroad from slavery to freedom.»

Drunten liegt der See, mit dem der Waldgänger vertraute Zwiesprache pflegte wie mit einem lebendigen Wesen und dessen Fische ihm getrost in die offene Hand schwammen, um sich liebkosen zu lassen und dann wieder weiter zu ziehen durch ihr feuchtes Reich. Unweit des Ufers sehe ich zwei erhebliche Ameisenhaufen, die mich daran erinnern, daß Thoreau einmal sagte, der Kampf zweier Ameisenheere bedeute ihm nicht weniger als die Kämpfe unter den Mauern Trojas und die größten Ereignisse der Weltgeschichte. «Was ich am See beobachtet habe, gilt nicht weniger auf dem Gebiet der menschlichen Ethik.» Ein Naturbursche war er keineswegs. Natur galt ihm als Prämisse der Freiheitsideologie. Von der Natur, letzten Endes, hatte er gelernt, sich lieber einsperren zu lassen, als einer Regierung Steuern zu zahlen, deren Politik er verwarf. «Wieso bist Du im Gefängnis», fragte Emerson. «Wieso bist Du nicht im Gefängnis», fragte Thoreau. «Es ist nicht wünschenswert, mehr

Respekt vor dem Gesetz zu haben, als vor dem, was recht ist.» Mit solcher Unterscheidung verdiente er sich den Dank Tolstois und Gandhis, der größten Thoreau-Verehrer. Er war ein unbequemer Zeitgenosse. Er ist es noch immer.

Auf dem gegenüberliegenden Seeufer wurde vor kurzem ein Badeplatz eröffnet, und man vernahm manchen Einwand gegen den Badebetrieb, der die Weihe des Ortes störe. Mit Recht. Denn Menschen baden nicht nur; sie machen auch Lärm, trinken Coca Cola, lassen Grammophone und Transistor-Radios los und spielen Poker. Ich glaube nicht, daß Thoreau, der selbst gern in diesem See badete, mit dem Badeplatz nicht einverstanden gewesen wäre. Wohl aber kann ich mir denken, daß er gegen vieles andere Einwendungen vorgebracht hätte.

Ich wandere wieder zurück und dann durch den Ort zum «Battleground», wo sich 1775 an der Brücke über den Concord-Fluß die ersten Scharmützel zwischen den Engländern und den rebellierenden Farmern von Concord abspielten. Nahebei steht noch das hölzerne *Old Manse*, das Pfarrhaus, aus dessen Fenstern die Familie des Pastors William Emerson, des Großvaters von Frank Waldo, die Kampfhandlungen beobachtete. Das Haus enthält mancherlei Erinnerungen an Emerson, besonders aber an Nathaniel Hawthorne, der mit seiner feinfühligen Gattin Sophia, geborenen Peabody aus Salem, die erste Ehezeit hier verbrachte. Die lieblichsten Mementos sind jedoch nicht die Bücher, Bilder oder Möbelstücke, sondern die Autographen, die von den Hawthornes mit ihren Ringsteinen in die Fensterscheiben geritzt wurden. Auf einer erkennt man die Worte: «Nathaniel Hawthorne. Dies ist mein Arbeitszimmer. 1843.» In diesem Raum schrieb er seine «Mosses from the Old Manse». Und auf einer anderen Scheibe von der Hand Sophias die Worte: «Meine Tochter Una blickte durch dieses Fenster am 22. Januar 1845, als alle Bäume wie Kristall-Leuchter strahlten, was ihr sehr gut gefiel. Sie ist erst zehn Monate alt.» Was könnte schöner sein als so holde Spuren mütterlicher Liebe?

An Thoreau, Emerson und Hawthorne erinnern noch andere, von ihnen einstmals bewohnte Häuser, die sorgsam als Gedenkstätten gepflegt werden. Die Concorder hatten aber auch schon zu Lebzeiten ihrer großen Mitbürger einen klaren Begriff ihrer Bedeutung. Eines Tages brannte Emersons Wohnhaus nieder. Nur die Einrichtung konnte mit knapper Not gerettet werden. Schon am folgenden Morgen erschienen einige Concorder bei Emerson und teilten ihm mit, sie hätten schon seit langem eine Summe zusammengesteuert, um ihm eine Studienreise nach Europa zu ermöglichen. Ob er sie nicht jetzt mit seiner Tochter antreten möchte? Emerson reiste. Als er dann nach längerer Zeit zurückkehrte, holten ihn die Concorder im Triumph ein und führten ihn zu seinem Haus, das sie inzwischen mit eigenen Mitteln und mit ihrer Hände Arbeit wieder aufgebaut und mit den geretteten Möbeln und Büchern genau

so wie vorher eingerichtet hatten. Ehre den Concordern! Die Bücher habe ich mir angesehen. Es sind lauter gute Bücher. Was sind gute Bücher? Thoreau hatte eine Antwort dafür: «Gute Bücher sind solche, die uns für die bestehenden Einrichtungen gefährlich machen.»

Ja, Emerson wußte, warum er Thoreau unter seine Representative Men einreihte. Der nachdenkliche Naturfreund, der die Tupfen auf dem Gefieder eines Waldvogels nachzählte, schwang sich sofort auf einen Kutschbock, wenn es galt, einen flüchtigen Negersklaven nach Norden in die Freiheit zu manövrieren. Der schweigsame Sinnierer, mit dem sich die scheuesten Waldtiere zutraulich befreundeten, erhob sogleich gewaltig seine Stimme für den als Rebellen verfolgten John Brown, der das Bundesarsenal von Harpers Ferry gestürmt hatte. «Das tragische Schicksal des Hauptmanns Brown», so rief er, «überschattet mir alle Schönheiten der Natur!»

Ich gehe weiter zum Friedhof, der eigentlich ein freundlicher, weiter Park ist, und dem die Myrthen, Lorbeeren und Zypressen etwas Südliches, aber nichts Melancholisches erteilen. Auf einer kleinen Anhöhe sind die Ruhestätten der Dichter nahe beieinander. Hawthornes Grab, inmitten seiner Angehörigen, zeigt auf dem Stein nur den Vornamen Nathaniel und auf dem Thoreaus steht nur der Name Henry. Bloß Emerson erscheint durch einen großen, unbehauenen Quarzblock ausgezeichnet, dessen Inschrift ich mir übersetzte:

Gelassen bot der Meister seine Hand dar
Der großen Seele, die ihm zugewandt war.

Rundum liest man noch manchen anderen literarisch bedeutsamen Namen New Englands. Doch nahe den Gräbern der großen Drei von Concord fiel mir besonders eine Gedenktafel auf, von der aus gleichsam eine transozeanische Segnung nach diesem amerikanischen Weimar herüberwinkte: «Antoine Ruppaner. Schweizer Bürger. Gründer der Goethe-Gesellschaft zu New York, 1884.»

Cambridge

Als ich zehn Jahre alt war, belehrte mich mein Vater: «Die Amerikaner haben einen Klassiker. Er hieß Longfellow.» Ein «Klassiker» war für mich ein Dichter, dessen Werke mindestens in Halbfranzbänden mit Goldschnitt herausgegeben waren. Dazu gehörten auf unserm Bücherbord Schiller und Goethe, aber auch Gaudy, Hamerling, Laube und Freiligrath. Man würde es kaum für möglich halten, wie viele und wie seltsame Klassiker es dazumal gegeben hat.

«Was bedeutet eigentlich der Name Longfellow», fragte ich, worauf mein Vater, der nicht Englisch verstand, in einem zerfledderten Wörter-

buch herumsuchte, das auf unerklärliche Weise in unseren allem Angelsächsischen fernen Haushalt geraten war. «Es muß so etwas bedeuten wie ‚Langer Bursche'», erklärte er dann. Dies blieb zunächst meine einzige Berührung mit der amerikanischen Literatur, wenn man von «Lederstrumpf», «Onkel Toms Hütte» und «Tom Sawyer» absieht, die ich zwar schon sehr bald gelesen, deren Autoren ich mir aber nicht gemerkt hatte. Kinder gehen aufs Wesentliche aus. Es kommt ihnen auf den Inhalt, aber nicht auf die Verfasser an.

Später, als ich schon etwas mehr von amerikanischen Autoren wußte, vermied ich Longfellow, eben weil er mir als «Klassiker» ein wenig verdächtig war. Erst als ich mit 45 Jahren nach Amerika kam und im Englischen einigermaßen zu Hause war, ließ ich mich auf ihn ein und übertrug sogar einige seiner Gedichte. Als ich schließlich eines Tages nach Cambridge, Massachusetts, fuhr, tat ich dies hauptsächlich um Longfellows willen und auch wegen Goethes und der Harvard University. Aber Städte sind für mich vorzüglich durch ihre Dichter gekennzeichnet. Und Cambridge ist die Longfellow-Stadt.

Das Haus, das Longfellow durch 45 Jahre bis zu seinem Tode (1882) bewohnte, steht inmitten eines übersichtlich gegliederten Gartens, und obwohl es von Holz und nur zweistöckig ist, hat es doch ein palastartiges Ansehen mit antikisierender Front, Mittelrisalit, Portikus, Pilastern und Mansardendach. Das Klassizistische an diesem mehr als zwei Jahrhunderte alten Bauwerk steht nicht nur im Einklang mit dem Geist seiner einstigen Bewohner, sondern entspricht auch den vielen anderen Einwirkungen der Antike auf das amerikanische Leben, auf die Maße und Ordnungen, die ihm von den Vätern seiner Freiheit aufgeprägt wurden, auf die Künste und besonders, bis zur Gegenwart, auch auf die Dichtung. Es ist tadellos erhalten wie so viele amerikanische Holzhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich erstaunlich widerstandsfähig erweisen und von denen viele noch gegenwärtig bewohnt sind.

Es war gerade Mittagsstunde, als ich in Longfellows Garten umherging. Für mich ist es immer ergreifend, im Garten eines Dichters zu weilen, in Goethes Garten in Weimar oder in Shakespeares Garten in Stratford. So viele neue Jahrgänge von Sträuchern und Blumen sind schon nachgewachsen; aber manche Bäume sind noch dieselben; ihre Schatten fielen auf die einstigen Hausherren. Auch manche Pfade mögen noch die gleichen sein, und man wünscht zu glauben, daß auch noch manches Inspirative von einst haften blieb. Ein alter Kustos ließ mich ins Haus ein und hielt mich für vertrauenswürdig genug, um mich im Inneren allein zu lassen.

Die Eingangshalle hatte schon Longfellow selbst mit Büsten und Bildern Washingtons geziert, denn dieser hatte hier zu Beginn des Befreiungskrieges sein Hauptquartier gehabt. Hier hielt er Beratungen mit den führenden Männern der Revolution, auch mit Benjamin Franklin;

und diese Namen würden das Haus an sich schon zu einer ehrfurchtgebietenden Erinnerungsstätte machen.

Das Arbeitszimmer, die Bibliothek und die Wohnräume Longfellows und seiner Familie enthalten noch bis ins Kleinste die Originaleinrichtung mit der drapierten und etwas überdekorierten Fülle der viktorianischen Zeit. Überall sieht man Bildnisse und Büsten von Dichtern, deren Werke der Hausherr übertrug, und die in schönen alten Ausgaben die Bücherborde anfüllen. Molière, Dante, Manzoni, Goethe. Longfellow war in allen wichtigen europäischen Sprachen und Literaturen zu Hause; von Opitz und Simon Dach bis zu Heine, Platen und Uhland ließ er kaum einen Autor aus; zwanzig Jahre wandte er an die Divina Comedia und die Vita Nuova; aber auch die Chanson de Roland, die Werke Froissarts, Dramen Lope de Vegas, die Frithjofssaga, dazu noch viele Griechen und Römer hat er übertragen.

Ich wandere zwischen den gekrümmten, geschnitzten und gedrechselten Möbeln umher, betrachte die Familienbilder — er hatte drei Töchter, und die jüngste hieß lieblicherweise, ebenso wie Lord Byrons Tochter, Allegra — und die Bildnisse, die Longfellow selbst darstellen, vollbärtig, langlockig, ein wenig Walt Whitman ähnelnd — doch das war vielleicht eher durch das Zeitalter bedingt; Dichter trugen sich so — und dabei doch auch etwas professoral. Nun, er war ja auch ein Harvard-Professor! Zwei Aquarelle fallen mir auf, St. Wolfgang und St. Gilgen darstellend, aus der Zeit von Longfellows zweiter Europareise, 1836, als er von München aus Österreich besuchte. Im Postwagen — so bemerkt er in seinem Tagebuch — saß er einem schweigsamen Mann gegenüber. «Ein Dichter aus Wien, äußerlich nicht weiter auffallend. Er heißt Grillparzer.» Auf einer benachbarten Seite steht dann der deutsche Vers: «Kommt a Vogerl geflogen», im Dialekt notiert. Longfellows Roman *Hyperion* enthält viel über Österreich, Deutschland, Frankfurt und Goethe.

Wenngleich in Amerika Longfellows epische Dichtungen zur fundamentalen Schulbildung gehören, wird der Nicht-Amerikaner sie nur bedingungsweise genießen können. Wenn man aber sein lyrisches Oeuvre durchgeht, wird man jederzeit auf überraschend schöne Funde stoßen, die es erklärlich machen, warum er von seinem Volke als «der Dichter schlechthin» empfunden wird. In einer Schale auf seinem Schreibtisch liegt eine indianische Pfeilspitze und vielleicht gehörte sie zu jenem Pfeil, über den er dichtete:

Ich schoß einen Pfeil in die Luft ohne Ziel.
Ich weiß nicht, wo er niederfiel,
Denn es reichte mein Blick nicht weit genug,
Zu folgen seinem beschwingten Flug.
In die Lüfte einst sang ich ein Lied.
Wer weiß, wohin ein Lied entflieht?

Denn wo auf Erden lebte der Mann,
Der dem Flug eines Liedes folgen kann?
In einem Eichbaum lang, lange nachher
Entdeckt ich den Pfeil von ungefähr,
Und tief in eines Freundes Gemüt
Lang, lang nachher fand ich auch das Lied.

Das ist schön, einfach und wahr, und nur ein echter Dichter kann es geschrieben haben. Der Sinn für das Gegenständliche, an das echte Dichtung anknüpft, machte Longfellow auch zum Zeichner. Eine Skizze, darauf er die alte Dorfschmiede von Cambridge festgehalten hat, beweist seine bildend-künstlerische Begabung. Sie hat etwas fast Rembrandtartiges. Die Schmiede inspirierte ihn zu seinem Gedicht *The Village Blacksmith;* sie existiert heute nicht mehr, aber auf der Zeichnung und in den Versen Longfellows empfindet man den tiefdunklen Schattenbann, in dem die breite Riesenkastanie die alte Schmiedewerkstatt hielt. Von dem Baum, dem in ganz Amerika berühmten «Spreading Chestnut-Tree», ist wenigstens noch ein letzter Rest insofern vorhanden, als die Kinder von Cambridge dem Dichter aus dem Kastanienholz einen Armstuhl schnitzen ließen, wofür sie das Geld centweise zusammengespart hatten, ein Dankestribut, wie sich ihn kein Poet besser wünschen könnte.

Ich war vermessen genug, mich für ein Weilchen in dieses viktorianisch bequeme Möbelstück zu setzen, sprang aber schnell auf, als ich den Kustos kommen hörte, der freilich meine Untat bemerkt haben mußte, da er mich die rote Schutzkordel wieder über die Armstützen binden sah. Er zwinkerte verständnisvoll mit dem Auge und zeigte mir dann eine Photographie, darauf den alten Longfellow mit seiner Gemahlin vor der Freitreppe des Hauses. Er, wie ein Standbild, hochgereckt, wirklich ein «Long Fellow», im Gehrock, mit Zylinderhut und Spazierstock; die Gattin in einem mit vielfältigen Rüschen und Fältelungen abundant gestalteten Schleppenkleid, über der Schulter ein Sonnenschirmchen, das rundum mit zahllosen Quasten geziert ist. Ein Vorwurf für Manet oder noch besser für Henry Rousseau.

Der Kustos bat um meinen Namenszug für das Gästebuch, holte dann aber eines aus dem Jahre 1932 heraus und wies auf ein Blatt, auf das Gerhart Hauptmann einen Achtzeiler verzeichnet hatte:

Neue Namen werter Gäste
Warten vor dem edlen Haus.
Gehe stets das Allerbeste
Mit dem Guten ein und aus,
Wo des Landes größte Namen
Eingelebt und eingewohnt,
Wo der Genius gethront
Dieses großen Landes — Amen!

Ein bemerkenswertes Impromptu für den damals siebzigjährigen Hauptmann. Es hat etwas Tröstliches, wie die Kräfte des Geistes einander segensreich ablösen. *Λαμπαδια εχοντες διαδωσουσιν αλληλοις.* Die die Fackeln tragen, reichen sie einander zu.

Von seinem Hause hatte Longfellow nur 10 Minuten zur Harvard University zu gehen, an der er las. Ihr Name ist zwar weltbekannt, aber weniger bekannt ist, wer John Harvard eigentlich war. Ich sehe sein Denkmal am Campus; ein junger Mann, der 1607 geboren und nur 31 Jahre alt wurde. Er kam von England hieher, war protestantischer Prediger und hinterließ seine dreihundert Bücher dem damals erst drei Jahre alten College, das zum Dank den Namen seines ersten privaten Mäzens annahm. John Harvards Vater war Fleischer in Stratford on Avon gewesen, und dort sieht man auch das Wohnhaus der Harvards nahe bei Shakespeares Wohnstätte *New Place.* Die Harvards müssen wohlhabende Leute gewesen sein, denn ihr Haus ist eines der schönsten Tudorgebäude Stratfords mit reichen und kunstvollen Schnitzereien an den Balken des uralten braunen Fachwerks. Sicherlich ließ sich Shakespeare bei Vater Harvard manches Roastbeef besorgen, und der kleine John Harvard ist ihm gewiß oft quer über den Weg gelaufen. Er war neun Jahre alt, als der Dichter des *Sturm* starb, dessen Handlung ja von den Abenteuern englischer Seeleute auf der amerikanischen Weltseite angereget wurde. Durch John Harvard sind gewisse geheime Quanten der Shakespeare-Atmosphäre Stratfords unvermerkt hieher übertragen worden.

Noch ein anderes Büchergeschenk an diese hohe Schule ist von mehr als historischer Bedeutung. Auf der Bibliothek ließ ich mir jene Ausgaben von Werken Goethes vorlegen, die Goethe selbst noch der Universität schenkte. Es waren zwanzig Bände der Werke, die Farbenlehre, die Italienische Reise, Iphigenie in neugriechischer Übersetzung und noch manches andere, darunter — was mich heimatlich berührte — die Schrift *Zur Kenntnis der böhmischen Gebirge.* Goethe schrieb an seinen amerikanischen Freund Cogswell, er wünsche durch dieses Geschenk sein Andenken auch über dem Meere zu stiften, und fügte eine Widmung bei. «The above poetical and scientific works are presented to the Library of the University of Cambridge in New England, as mark of deep interest in its high literary character and in the successful zeal it has displayed through so long a course of years for the promotion of solid and elegant education.» So lautet die englische Übersetzung jener deutschen Widmung, deren Original irgend ein begieriger Goethebewunderer verschwinden ließ. Vielleicht kommt es noch eines Tages zum Vorschein. Aber in jedem der Bände steht noch von alter Hand die Eintragung: «Gift of the author, J. W. Goethe, December 8, 1819.»

Im Wandel der Zeiten war Boston der Schauplatz vieler literarischer Bestrebungen, und eigentlich kann man diese Stadt nicht ohne weiteres unter dem Aspekt einer einzelnen bestimmten Persönlichkeit erleben. Emerson wurde hier geboren. Der hoch philosophische Kanzelredner Channing vollzog hier den Umschwung vom eifernden Puritanismus zu liberaleren Betrachtungsweisen, obschon der Puritanismus in wechselnden Aufmachungen und konservativen Attituden immer wieder zum Vorschein kam. Hier lebte der witzige Arzt, Dichter und Weltweise Oliver Wendell Holmes (der Ältere). Die Transzendentalisten, ob nun von Concord, Cambridge oder Salem kommend, alles nahegelegene Städte, transzendierten immer wieder hieher. Aus Boston stammte Henry Adams, Kunstforscher, Kulturanalytiker und Selbstbiograph von hohem Rang (Enkel und Urenkel zweier Präsidenten). Diese Hofhaltung traditioneller Kultur und gefestigter (von snobistischer Exklusivität geleiteter) Wohlhabenheit wurde oft genug nicht nur von Außenseitern, sondern auch von ihren eigenen Infanten unter die satirische Lupe genommen; Henry James oder Upton Sinclair taten dies extra muros, Marquand oder O'Connor einheimischerweise.

Mir jedoch bleibt Boston vor allem deshalb ehrwürdig, weil es die Geburtsstadt *Benjamin Franklins* ist, der freilich hier nur Kindheit und erste Jugend verbrachte, aber mit dem wesentlichen Teil seines Lebens Philadelphia zugehört, ähnlich wie Goethes Jugend an Frankfurt, die Hauptspanne seines Lebens an Weimar gebunden war. Zwar sah ich Abbildungen des bescheidenen Bostoner Holzhauses in dem Franklin geboren wurde, aber an seiner Stelle stehen jetzt hohe, moderne Gebäude, und nur eine Fassadenbüste erinnert an die Geburtsstätte des zweifellos größten aller Amerikaner, den Herder als «der Menschheit Lehrer und einer großen Menschengesellschaft Ordner» zum Vorbild aller Welt erhob.

Boston zeigt sich heute als zeitgemäße Großstadt mit flutendem Verkehr, Untergrundbahn, prunkenden Läden und rundum Tausenden von Fabriken. Es rühmt sich seiner wirtschaftlichen Bedeutung als drittgrößter Handelsplatz der Staaten (nach New York und Chicago), als Haupthafen für Tiefseefischerei und wichtigster Wollmarkt Amerikas. Vermutlich hat es noch andere materielle Bedeutsamkeit; aber ich kam ja nicht her, um Geschäfte zu machen, sondern um das Dauernde und Beharrende aufzusuchen, und ich meine damit auch nicht einmal das bloß Historische, woran hier fast in jeder Gasse des alten Stadtkerns ungemein viel erinnert, sei es nun die Puritanerepoche der barocken englischen Einwanderer, die die Stadt gründeten, sei es die Revolutionsphase mit dem erstaunlichen Bostoner *Paul Revere*, der auf seinem Mitternachtsritt im Frühling 1775 die Farmer im Hinterland zur Rebellion auf-

rüttelte und dessen dreihundert Jahre altes Holzhaus noch unversehrt dasteht. Genau zur Zeit dieses vielbesungenen historischen Rittes war Goethe dabei, sich mit Lili zu verloben und ventilierte im Stillen die Frage einer Auswanderung nach Amerika.

Der Entschlossenheit Reveres entsprach seine Vielseitigkeit, die ja psychologisch in das Gebiet der Bereitschaft gehört, sich auf inkalkulable Risiken einzulassen, eine sehr amerikanische Eigenschaft. Er war Kunsthandwerker, Radierer, Graveur, Silberschmied, Glockengießer, Politiker und noch vieles andere, gewandt in Rat und Tat. Als ich sein Heim durchwanderte, bewegte mich die Vorstellung des jähen Einbruchs der Weltgeschichte in ein privates Dasein und wie durch den rasch gefaßten Entschluß eines einfachen und so gut wie unbekannten Mannes das Los eines ganzen Kontinents und darüber hinaus einer Welt entscheidend umgelenkt wurde, ohne daß er selbst die volle Tragweite seines Unternehmens hätte ahnen können. Rund um sein Haus floriert heute ein Italienerviertel mit vitalen Straßenmärkten, Frucht- und Gemüsekörben, Olivenfässern, gehäuften Fischen und Schalentieren, in der Luft schwingenden oder gemächlich lagernden Käsen und Salamis und dem Dampf von Spaghetti-Kesseln.

Derart gastronomisch anregende Quartiere entlassen mich nicht leicht. Schließlich wanderte ich aber doch zu den nahen Hafenanlagen, die mich allerdings wieder ans Kochen gemahnten, waren sie doch der Schauplatz einer *Boston Tea Party* gewesen, bei der die aufgebrachten Kolonisten den importierten Tee lieber ins Meer schütteten, anstatt den englischen Herren eine Teesteuer zu zahlen. Heutzutage, da man in Amerika fast ausschließlich Kaffee trinkt, würde eine Teesteuer schwerlich politischen Aufruhr erregen. Auf den bräunlichen, anscheinend noch immer von Tee nachgefärbten Bostoner Hafenfluten schaukelt als ehrwürdige Reliquie kämpferischer Vergangenheit die 160 Jahre alte Fregatte *Constitution*, mit ihren drei hohen Masten und dem farbigen, kunstvoll gestalteten Bug, ein feines Musterstück alter amerikanischer Schiffsbaukunst. Die 44 Kanonen dieser Fregatte verabfolgten den Engländern 1812 einige sehr unwillkommene Breitseiten, was Oliver Wendell Holmes zu seinem Gedicht *Old Ironsides* anregte, ein Name, der seither (1830) im Volksmund an diesem Schiff haften blieb.

Seine elegante und sichtlich solide Bauart ließ mich Goethes gedenken, der in der *Italienischen Reise* die Konstruktion des amerikanischen Seglers rühmte, mit dem er von Neapel nach Sizilien fuhr. Übrigens schien es mir immer auch bemerkenswert, wie genau Goethe mit dem Stadtplan von Boston vertraut war, was seinen amerikanischen Gast Cogswell nicht wenig in Erstaunen setzte.

Solche Vertrautheit mangelte mir, weshalb ich in einem Buchladen einen Stadtplan erstand, der die Aufschrift trug: «Ehret die Vergangenheit, heiligt die Gegenwart und vertrauet der Zukunft. Dies ist Boston,

von 1630 bis heute, vom Wigwam der Indianer bis zum Automobil.» Als ich, bewaffnet mit diesem Plan, den Laden verlassen wollte, hielt mich ein älterer Herr auf, der in mir einen Nicht-Bostoner erkannte (wozu nicht viel gehört) und sagte: «So laufen Sie doch nicht so schnell davon! Dies ist der älteste Buchladen der Stadt. Emerson, Hawthorne, Thoreau, Longfellow, James und Adams besorgten sich hier ihre Bücher. Sie debattierten sogar hier.» Der Herr mußte es wohl wissen, denn er sah mit altmodischem Rock und Palisanderstöckchen aus, als stammte er selbst noch aus jener Epoche. Solche Figuren sind hier nicht selten. Ich stöberte also noch eine Weile unter den Büchern herum und erwarb schließlich eine frühe englische Ausgabe des *Werther*, verfaßt — wie das Titelblatt besagte — vom «Baron de Goethe».

Mit diesem Fund ließ ich mich auf einer Bank des *Common* nieder, wie der alte Stadtpark genannt wird, an den der ebenso alte Friedhof grenzt, wo Franklins Eltern begraben sind. Es ist mir nie aufgefallen, daß Franklin, der 1790 starb und doch auch viele Jahre in Europa verbrachte, jemals von Goethe Notiz genommen hätte. Goethe jedoch war ein begeisterter Franklin-Leser. Franklins Autobiographie las er im Gang der Jahre fünfmal, was bei seiner eigenen autobiographischen Neigung verständlich erscheint. In *Dichtung und Wahrheit* nennt er Franklin einen funkelnden Stern am Himmel der Zeitgeschichte. Goethe und Franklin hatten Wesentliches gemeinsam: vereinheitlichende Weltschau, gegenständliche Auffassung der Phänomene, hellen und heiteren Menschenverstand; auch wird bei beiden eine Abneigung gegen Mathematik fühlbar, trotz gleichzeitig hoher Wissenschaftlichkeit und forschender Gründlichkeit. Der Erfinder der Bifocalbrille und der Verfasser der Farbenlehre, der Erfinder des Blitzableiters und der Wolkentheoretiker, jeder von beiden Ämter und Würden bekleidend, beide fast gleich lange lebend: man könnte noch manch andere Parallelen entdecken. Aber während bei Goethe das Schwergewicht im Dichterischen und Künstlerischen ruht, liegt es bei Franklin im Politischen; dem poetischen Schöpfer steht der Baumeister der Freiheit, der Volksmann gegenüber, über den eine französische Denkmünze aussagte: «Eripuit fulmen coelo sceptrumque tyrannis» — «Raubte vom Himmel den Blitz und entriß den Tyrannen das Szepter.» Doch hat auch Goethe, stärker als man glaubt, die Not des Volkes mitempfunden; es verschlug ihm das Dichten, als er die Strumpfwirker von Apolda hungern sah, und letztlich konnte er von sich sagen, er habe die Deutschen von Philisternetzen befreit, «for the time being» zumindest.

Es wäre ein Glück, wenn man sagen könnte, Goethe sei im deutschen Leben derart allgegenwärtig, wie der konkrete und vielseitige Franklin im amerikanischen. Dieser kann einem jeden beim täglichen Lebensablauf immer wieder in den Sinn kommen. Am Postamt etwa, denn er schuf die Postorganisation der Kolonien und der Staaten; in den Public

Libraries, denn er begründete die Leihbüchereien; wenn der Versicherungsagent Raten kassieren kommt, denn auf Franklin geht das Versicherungswesen zurück; wenn die Feuerbrigade durch die Straßen heult, denn Franklin richtete die erste freiwillige Feuerwehr ein; bei all den zahllosen Gadgets in Haushalt und Werkstatt, denn Franklin war der Gadget-Erfinder schlechthin. Sogar wenn ich meine Steuererklärung mache, klingt es in mir: «Hallo, Franklin!», denn von ihm stammt der Satz, niemand könne zwei Dingen entgehen, dem Tod nämlich und den Steuern. Und nun gar im Geistigen und Staatlichen bekundet sich Franklin allüberall. Wer in Amerika sich auf Pressefreiheit, Redefreiheit, Religionsfreiheit beruft, könnte dies nicht, wenn ihm nicht Franklin hiefür die Zunge gelöst hätte. Er ist der Amerikaner schlechthin, der Selfmademan, der als Druckerjunge begann und am Ende eine Nation in die Unabhängigkeit steuerte. Dabei blieb er unpathetisch und applizierte selbst noch in den feierlichsten und gefährlichsten historischen Momenten seine überlegene Ironie. Er war ein natürlicher Grandseigneur und doch zugleich der «Common Man», der in seinem *Poor Richard's Almanac* guten Rat und guten Witz so volkstümlich darzubringen wußte, wie sein ferner Zeitgenosse Claudius im *Wandsbecker Boten*. «Auch den flüchtigsten Äußerungen Franklins muß man Respekt entgegenbringen.» Das sagte ein verläßlicher Schwurzeuge: Lichtenberg.

Aber wie ich da sitze, auf der Bank im Bostoner Stadtpark, über mir den *Beacon Hill* mit seinen Patrizierhäusern, darin noch immer die Nachfahren einstiger Puritanerfamilien wohnen, und den Kinderbetrieb rundum betrachte, bewegt mich von neuem die für mich tiefste Bemerkung, die Franklin je machte. Sie lautet: «Ein Mensch ist nicht vollkommen geboren, ehe er stirbt.» Wäre dieser Satz als einziges Fragment eines sonst unbekannten Autors der Antike überliefert, würde er gewißlich einem Philosophen großen Kalibers zugeschrieben. Zur Zeit Franklins sagte man von ihm in Deutschland, die Griechen würden ihn — wäre er ein Hellene gewesen — unter ihre Götter erhoben haben. Ließe man allerdings die Bewohner des Olymp Revue passieren, so würden manche von ihnen neben Franklin schlechte Figur machen.

Salem

Die Stadt *Salem* entspricht ihrem Namen heute wahrscheinlich mehr denn einst, als sie — eine der ältesten Niederlassungen an der nordamerikanischen Ostküste — das «Venedig der Neuen Welt» genannt wurde, von Schiffskapitänen, Seeleuten und Kaufleuten bewohnt, die von dort aus ihre Segler rund um das Kap Horn oder das der Guten Hoffnung nach asiatischen und exotischen Häfen ausrüsteten. Heute wirkt Salem still und friedlich, und seine 60 000 Einwohner, die meist in außerhalb

der Stadt gelegenen Fabriken arbeiten, wissen höchstens indirekt etwas von der alten Weltverbundenheit. Aber im *Maritime Museum*, das die bizarren Verlassenschaften und fremdländischen Sammelobjekte einstiger Schiffsherren und Kapitäne vereinigt, wurde mir jene weltumspannende Eigenheit Salems ungemein gegenwärtig: in der Flotte abenteuerlicher Schiffsmodelle all der hier gebauten Fahrzeuge, die einst stolz über die Ozeane kreuzten, und von denen so manche bei Hatteras oder sonstwo versintert zwischen Korallen und Muscheln am Meeresboden lagern mögen. Von anderen, die im Hafen an Altersschwäche vergingen, bewahrte man immerhin die großen, bunten Gallionsfiguren, Seejungfrauen darstellend, Drachenköpfe, Merkure und andere mythische Schutzgottheiten.

Über dem altmodischen Stadtinnern mit seinen graubraunen, kolonialen Holzhäusern oder den klassizistischen Portikus-Mansions der Jefferson-Zeit schwelt verhaltene, schweigsame Mystik, etwas Unheimliches, «Ghosttown»-artiges, der Dunstkreis heftiger Leidenschaften, äschyleischer Tragödien und Hexenprozesse, derentwegen Salem ja auch in der Tat makaber berüchtigt wurde. Während ich durch diese öden, jetzt sommerlich glühenden Gassen gehe, begegne ich kaum einem Menschen; da oder dort vor einem Haustor lagert ein Hund, ohne den Kopf nach mir zu heben. Auch auf dem baumbeschatteten Hauptplatz, dessen Fassaden und Portale einstigen Handelsreichtum andeuten, ist es still.

Im Verlauf jener Hexenprozesse, die schon manchen Historiker, Romanschreiber und Bühnenautor beschäftigten, hatte sich auch ein Richter mit dem Familiennamen Hathorne nicht eben vorteilhaft bemerkbar gemacht. Aber dieser Name kam zwei Generationen später durch seinen Enkel wieder zu Ehren, *Nathaniel Hawthorne*, der hier geboren wurde, Kindheit, Jugend und einen Teil seiner Mannesjahre hier verbrachte und die Atmosphäre Salems in mehreren Büchern seines bewundernswerten Lebenswerks festhielt. Um seinetwillen kam ich hieher.

Nach seiner Geburtsstätte mußte ich erst ein wenig herumsuchen, bis mir ein einsamer, ballspielender Knabe an einer Gassenecke zurief: «The Hawthorne house is the third on the right side!» Daß er meine Absicht erriet, war wohl nicht erstaunlich, denn was sonst sollte ein Fremder hier zu suchen haben? Keine Gedenktafel bezeichnet das schlichte Haus, dessen Bewohner sich eine besondere Markierung verbaten, da sie neugierige und zudringliche Besucher fernhalten wollten. Zufällig trat aus dem Haustor eine ältere Frau, die mir bedeutete, innen gebe es nicht das geringste von Interesse. Übrigens sei es das Haus von Hawthornes Großvater, dem Hexenrichter. Sein Enkel, der Schriftsteller und Sohn eines Schiffskapitäns, sei zwar darin geboren, aber den größeren Teil seiner recht einsamen Kindheit habe er in dem anschließenden Hinterhaus zugebracht. Die Bemerkung von der «recht einsamen Kind-

heit» zeigte jedenfalls, daß die Frau eine gefühlvolle Seele war. Dennoch — und da sie im Fortgehen war — vermied ich es, ihr auseinanderzusetzen, daß schon der bloße Anblick der Räume und Wände mir viel bedeutet hätte, zumal nach meiner Auffassung ein außerordentlicher Geist sich seiner Umwelt unvergänglich aufprägt, das Gebälk und die Wände durchdringt und von keinen späteren Veränderungen oder Insassen außer Kraft gesetzt werden kann. Aber die Frau nestelte an ihrer Markttasche und ich unterließ meine Darlegungen.

Ich ging also weiter, nach den alten Hafenanlagen, von denen noch einige Molen in die Bucht vorspringen, in der jedoch — außer einigen kleinen Booten — kein seetüchtiges Schiff mehr zu sehen ist. Aber immer noch thront über dem Hafengelände das tempelartige Zollhaus, von dem aus man einst jeden ein- oder ausfahrenden Segler in genauer Sicht hatte. Eine stattliche Freitreppe von Granit führt zu dem antikisierenden Portikus vor dem Eingang. Hawthorne wirkte in diesem Haus als Hafenaufseher drei Jahre lang und sammelte hier Material für seinen Roman *The Scarlet Letter*, in dessen Einleitung er dieses Zollgebäude, seine Insassen und seine Umgebung beschrieb. Über der Fassade breitet ein vergoldeter amerikanischer Adler seine Schwingen. Und eben dieser Adler bildete einen der Gründe für meinen Besuch in Salem. Denn was Hawthorne über ihn schrieb, hatte ich nicht ohne Beklommenheit gelesen, als ich 1941 in Amerika angelangt war.

«In meiner Geburtsstadt Salem steht an einem der schon halbzerfallenen, von Meereswogen häufig überspülten Kais ein geräumiger, mit der Front dem weiten Hafen zugekehrter Ziegelbau. Über seinem Eingang schwebt ein enormes Exemplar des amerikanischen Adlers, einerseits mit Pfeilen, andrerseits mit Donnerkeilen in den Krallen. Mit der üblichen Unberechenbarkeit, welche die Stimmungen dieses unheilkündenden Vogels kennzeichnet, scheint er durch den Grimm seines Schnabels und seiner Augen sowie durch die gesamte Wildheit seines Gehabens jedermann Gefahr anzusagen und sonderlich vor dem Eindringen in die Räume zu warnen, die er — um Sicherheit besorgt — mit seinen Schwingen überschattet. Ungeachtet dieses unheimlichen Blicks aber suchen dennoch viele Menschen Zuflucht unter seinen Fittichen, wähnend, daß seine Brust die Weichheit und Heimeligkeit eines Daunenkissens aufweise. Doch ist dieser Vogel selbst in seinen günstigsten Augenblicken nicht sehr sanftmütig, und früher oder später — ja eher früher als später — mag er wohl seine Nestlinge mit einem Schlag seiner Krallen, einem Hieb seines Schnabels oder einem Stoß seiner Pfeile von sich schleudern.»

Diese 1850 von Hawthorne vorgebrachte Warnung hatte sich mir tief eingeprägt, als ich den Kontinent betrat. Das elegante und zugleich ungemütliche heraldische Tier war übrigens gegen den Einspruch Benjamin Franklins zum Wappensymbol der Union erhoben worden, denn

Franklin wandte ein, der Adler sei ein Vogel von bedenklicher Moral, er erwerbe seinen Lebensunterhalt auf fragwürdige Weise und auch anderes Unerfreuliche sei ihm nachzusagen. Aber Franklin wurde überstimmt.

Im Zollhaus sah ich mir Hawthornes Amtsraum an. Durch das Fenster konnte er bequem den ganzen Hafen überblicken. Man zeigte mir noch einige seiner Amtsutensilien, darunter einen großen Stempel mit seinem Namen zur Kennzeichnung zollamtlich abgefertigter Warenballen und Kisten. Die Amtshandlung hatte also noch eine persönliche Note. Heute wäre eine Kiste mit diesem Namensstempel ein geschätztes Wertstück, und vermutlich gibt es noch irgendwo eine in einer Salemer Mansarde. Vom Kustos erfahre ich, daß Hawthornes tägliche Amtszeit nur dreieinhalb Stunden am Vormittag umfaßte. Der grimmige Bundesadler hatte also dazumal doch immerhin ein Einsehen mit den Dichtern. Das stimmt mich zuversichtlich.

In den Salemer Gassen sah ich noch etliche hölzerne «Hexenhäuser» und auch den «Hexenkerker». Die Hexenhatz hatte 1692 mit dem Verfahren des Richters Jonathan Corwin gegen die westindische Hexe Tituba begonnen, und bis zum Richter Hathorne war eine ganze Anzahl unseliger Geschöpfe gehängt worden. Diese Hexentragik Salems ließ auch die Orestiestimmungen jener inneren Familienkämpfe aufschwelen, von denen O'Neills New-England-Trilogie *Mourning Becomes Electra* durchschauert ist. Doch gab es im alten Salem auch manches Gemütliche wie das Haus der Familie Peabody, der Hawthornes anmutige Gattin Sophia entstammte, eben jene, die mit ihrem Verlobungsbrillanten stimmungsvolle Autographen in die Fenster des *Old Manse* in Concord ritzte.

Am intensivsten ist Salem in Hawthornes Roman *Das Haus mit den sieben Giebeln* enthalten. Obzwar der Dichter erklärte, dieses Haus sei völlig eine Konstruktion seiner Phantasie, zeigt man es dennoch jetzt in Salem, und im Laufe der Zeit wurde ihm eine solche Authentizität angeglaubt, daß es schlechthin als der historische Schauplatz des Romans gilt. Ich habe nachgezählt und kann jedenfalls bestätigen, daß dieses hölzerne Kapitänshaus der Kolonialzeit wirklich sieben spitz zulaufende, nach verschiedenen Weltgegenden blickende Giebel aufweist und mit Hawthornes Darstellung außen und innen übereinstimmt. Jeden Raum, ja jedes Einrichtungsstück konnte ich erkennen. Im Garten wachsen die gleichen Blumenarten, die Hawthorne erwähnt, und wenn man genau hinhorcht, kann man feststellen, daß die Natur noch weiteres hinzutut, denn auch die Vogelstimmen kann man vernehmen, von denen im Roman die Rede ist. Mag der Autor sich sein Haus erdichtet haben: das Leben hat in seinem Sinne weitergedichtet und das alte Haus mit der vergreisten Ulme vor dem Eingang mit Recht verifiziert. Warum sollte auch der Volksglaube zugeben, daß eine Dichtung, die die Gemüter bewegt, bloß ein Phantasiegebilde sei? Phantasie steht da gegen

Phantasie und in der des Volkes liegt eine tiefe Folgerichtigkeit: die Überzeugung nämlich, daß eine dichterische Wahrheit doch niemals im luftleeren Raum schwebt, sondern einer unumstößlichen Wirklichkeit angehört. Die Schicksale des Siebengiebelhauses und seiner Menschen bleiben eben an eine bestimmte Lokalität Salems geknüpft, und sollte der Autor das bestreiten, dann ist eben zu sagen: Hierin irrt Hawthorne, und dieses unser Siebengiebelhaus ist nicht minder historisch als das Zollhaus mit seinem Portikus und seinem Adler, von dem er erzählt, oder sein eigenes Geburtshaus in der Unionstreet Nr. 27.

Wie sein Vater, der Schiffskapitän, und wie die meisten angesichts der Gezeiten des Ozeans und seiner endlosen Segelbahnen geborenen Salemer ist Hawthorne weit in der Welt herumgekommen, schließlich aber still wieder in seinem New England gelandet. Als man ihn (1882) auf dem Friedhofshügel in Concord zu Grabe trug, geleitete ihn sein Schulkamerad Longfellow. *Twice Told Tales*, Zweimal erzählte Mären, hieß eines der schönsten Bücher des Dahingegangenen, doch der Schulfreund empfand:

Nun ruht in Einsamkeit und fern von allen
Die Hand, so wissensschwer.
Die eilige Feder ließ sie jählings fallen,
Ließ halb erzählt die Mär.